



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ladendorf, O.: Ein französischer Teufelsbündner

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

schaft vom Atheismus ab, so hat thatsächlich das Proletariat sich und alle andern Stände emanzipiert, freilich nicht von dem, worin Marx das Freiheitvernichtende sah.



Ein französischer Teufelsbündner



eisterbeschwörer hat es schon früh gegeben. Lange vor dem klassischen Vertreter Faust erschienen Gestalten orientalischer Sage, der altchristlichen Legenden, des Mittelalters in diesem magischen Zwielficht. Nimmt man nun gar noch die Reihe der nachfaustischen Paktierer hinzu, so bietet sich dem Beschauer wahrlich eine bunte Gesellschaft dar. Und doch wäre nichts verkehrter, als diese Beschwörer in Bausch und Bogen als faustische Gestalten zu bezeichnen, sei es als Vorgänger, sei es als Abkömmlinge. Man braucht nur einmal die Objekte zu mustern, wofür so viele ihr Seelenheil preisgeben, wenn man erkennen will, wie wenig sie mit dem Übermenschen Faust zu schaffen haben. Natürlich spielten bei den meisten der liebe Mammon und die Gunst der Frauen die Hauptrolle, daneben erstreckt sich die Begehrlichkeit auf eine angesehene Stellung, mühelose Erfolge und dergleichen mehr. Das sind aber im Grunde doch Nichtigkeiten im Vergleich zu dem Faustproblem des Wett-eifers mit der Gottheit, des unstillbaren Erkenntnisdranges. Der Jorsetitanismus eines Faust hat mit den Begehrlichkeiten solcher Untermenschen nichts gemein. Deshalb ist Kritik geboten beim Heranziehen wirklich verwandter Sagen. Die äußerliche Ähnlichkeit eines Pakts genügt keineswegs. So mag wohl die alte Sage vom Simon Magus, ja auch die Erzählung von der Päpstin Johanna einen gewissen Zusammenhang mit der Faustsage nicht verleugnen, aber weder die Sage von Cyprian von Antiochia, noch auch die vom vielgenannten Theophilus kann nähere Beziehungen aufweisen, von dem guten Duzend der päpstlichen Teufelsbündner ganz zu schweigen. Dagegen könnte eine andre Sage, die Luxemburgsage, die sogar die ältere Faustsage eine Zeit lang in den Hintergrund drängte, ganz den Anschein erwecken, als ob sie nur eine Abzweigung davon sei. Diese Frage hat Anton Rippenberg einer gründlichen Untersuchung unterzogen in seinem Buche über Die Sage vom Herzog von Luxemburg und die historische Persönlichkeit ihres Trägers (Leipzig, Wihl. Engelmann, 1901. VIII, 280 S.).

Das Buch bringt eine umfassende Darstellung und verrät eine tüchtige methodische Schulung des Verfassers. Ebenso verdient der Sammelfleiß, mit dem er in oft entlegnen Bibliotheken des In- und Auslands Ernte gehalten hat — die dem Anhang beigegebene Bibliographie allein weist 106 Nummern auf! —, Dank und Anerkennung. So willkommen aber auch gerade bei so einem weitfichtigen Stoffgebiet eine gewisse Ausführlichkeit ist, und so wenig die Sagenforschung ein hastiges Arbeiten verträgt, eine größere Konzentration wäre doch an manchen Punkten ganz angebracht gewesen. Der Verfasser scheint das selbst gefühlt zu haben, denn er rekapituliert wiederholt. Dabei soll nicht verkannt werden, daß er in dem sichtenlichen Bestreben, ein lesbares, nicht nur ein gelehrtes Buch zu schreiben, die löbliche Gelehrtentugend der Entsagung redlich geübt hat. Das Thema selbst ist glücklich gewählt. Denn die Luxemburgsage kann geradezu als Musterbeispiel dienen für das Studium der Sagenentwicklung; alles Typische ist hier in seltner Vollständigkeit zu-

sammen. Von der Wurzel bis in die letzten Verzästelungen läßt sich dieses Gebilde der Volksphantasie in seinem organischen Wachstum verfolgen. Hier braucht man sich nicht erst emsig zu bemühen, den historischen Kern aus den Anspielungen von Zeitgenossen herauszukunftstruieren, von deren Vollständigkeit es eben schließlich abhängt, ob man z. B. Faust als einen ruhmredigen, herumvagabundierenden Gaukler auffaßt, oder etwa als einen auch bei geistlichen und weltlichen Vornehmen angesehenen kenntnisreichen Mann. Der Träger der Luxemburgsage ist eine geschichtlich hinreichend bekannte Persönlichkeit. Eben deswegen konnte der erste Teil der Arbeit, der sich mit dem historischen Herzog von Luxemburg beschäftigt, trotz der bisher ungehörlichen Vernachlässigung in dem Zusammenhang manche Kürzung vertragen.

Der Verfasser zeichnet darin den Herzog als eine wenig sympathische Figur, so populär er auch zuzeiten gewesen ist. Er war eben mehr berüchtigt als berühmt, ein Mann ohne Skrupel und ohne festen Charakter, der sich vom ehemaligen Frondeur zum geschmeidigen Höfling gemodelt hatte, ein ausgesprochenes Genußmensch, den Frauen und dem Spiel wie den Tafelfreuden ergeben — aber ein tüchtiger Kriegermann von Feldherrnbegehung, verschlagen und persönlich tapfer bis zur Verwegenheit, nachsichtig gegen Offiziere und Mannschaften, kurz ein Despot und Streber, dessen Haupttriebfeder ein maßloser Ehrgeiz war. Geboren am 8. Januar 1628 in Paris, hatte sich François Henri Comte de Boutteville, aus dem Geschlechte der Montmorency, schon als Dreißigjähriger durch eine raffinierte Spekulationsheirat unter thatkräftiger Beihilfe seiner ebenso pikanten wie intriganten Schwester, der Duchesse de Châtillon, die Herzogswürde verschafft und durch diesen frivolen Schacher die öffentliche Aufmerksamkeit erregt. Aber erst nach einem reichlichen Jahrzehnt, nämlich durch den Eisfeldzug des Jahres 1672 und die dabei erfolgte barbarische Verwüstung der holländischen Dörfer Bodegrave und Swammerdam, wurde er zum Typus eines teuflischen Mordbrenners. Von neuem beschäftigte man sich intensiver mit ihm nach seiner verunglückten Mission im Elsaß. Der Fall der Festung Philippsburg trug ihm 1676 eine Fülle von Spottversen ein. Aber auch dann war seine Persönlichkeit noch nicht reif für eine Sagenentwicklung, so gut sie anscheinend dafür präpariert war. Noch mangelte ein gewisses mystisches Dunkel, hinter dem die geschichtlichen Konturen verblichen mußten, ehe die Volksphantasie ihre gestaltende Wirksamkeit entfalten konnte. Die Verhältnisse, unter denen sich dieser Fortschritt vollzog, hat der Verfasser zum Gegenstand besonders eindringender Betrachtung gemacht, ohne daß es ihm bei den obwaltenden Schwierigkeiten möglich gewesen wäre, völlige Klarheit zu schaffen. Für die Skizzierung der Sagenentwicklung genügt die Tatsache, daß der Herzog als eins der zahlreichen Opfer des entsetzlichen Giftmischerprozesses, in dessen Mittelpunkt die anrühige *devineresse* Voisin mit ihren priesterlichen Helfershelfern stand, im Januar 1680 in die Bastille wanderte. Dieses geheimnisvolle Verschwinden des so hochgestellten und stadtbekannten Aristokraten mußte bei der ungeheuern Erhitzung der Gemüter natürlich die abenteuerlichsten Mutmaßungen zeitigen, zumal da seitdem das böswillige Gerücht von einem Teufelspakt des Herzogs mit immer größerer Bestimmtheit auftrat. Daraus keimte die Sage allmählich auf. Von den spätern Lebensschicksalen des Herzogs sei bei dieser Übersicht zunächst abgesehen, da sie für die weitere Ausbildung der Sage nur unwesentlich ins Gewicht fallen.

Mit dieser Ausbildung, soweit sie für Frankreich und Holland in Betracht kommt, befaßt sich der zweite Teil der Untersuchung. Der Verfasser dringt schrittweise vor. Die Behutsamkeit seiner Schlußfolgerungen ist um so rühmenswürdiger, als eben jede Volksüberlieferung, gleichviel ob für Lied oder Sage, notwendig lückenhaft ist. Wie wichtig aber gerade die Gesamtdisposition eines

Volks für die Aufnahme und Entwicklung einer Sage ist, lehrt seine Darstellung überzeugend. So sehen wir die Luxemburgsage überhaupt nicht rechte Wurzeln in Frankreich schlagen. Daran war gewiß das Fehlen der Sagenbildung günstigen „idealen Ferne“ mit schuld, insofern der Herzog schon nach wenig Monaten aus seiner Haft entlassen wurde. Dann aber war das französische Volk zu der Zeit dem Teufelsglauben in seinen rohen Formen schon ziemlich entwachsen. Ein gut Teil besser hätte Holland für die Entwicklung der Sage disponiert scheinen können. Denn dort war ja, namentlich seit dem weitverbreiteten und litterarisch überaus fruchtbaren Pamphlet *Avis fidelle aux véritables Hollandois* vom Jahre 1673, das der Diplomat Abraham de Wicquefort in greller Übertreibung des Thatsächlichen verfaßt hatte, die Persönlichkeit des Luxemburgers in aller Munde. Aber die Atmosphäre, in der er in der Pamphletlitteratur erscheint, ist doch vor allem die militärische. Der Teufelsglaube spielt darin nur eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle, obwohl verschiedene Pakte des Gehafteten erwähnt werden. Das wertvollste der holländischen Pamphlete *Le Maréchal de Luxembourg au lit de la mort*, 1695 erschienen, wird vom Verfasser ausführlich analysiert, da es für die Fortbildung der Sage in Deutschland von großem Wert ist.

Auf diese geht der dritte, wichtigste Teil der Arbeit ein. Denn erst auf deutschem Boden gewann die Luxemburgsage rechte Lebenskraft. Der militärische Charakter, den sie überhaupt nie ganz abgestreift hat, ist ihr — das wird nachdrücklich hervorgehoben — auch hier zunächst durchaus eigen. Das ist eben der Fundamentalunterschied von der Faustsage, der sie sich mit der Zeit immer mehr und mehr anpaßt. Die Anknüpfung an Holland vermittelten die Pamphlete, der „Avis“ voran. Dadurch wurde der Herzog als fanatischer Wüterich rasch populär. Ein Mann von so unmenschlicher Grausamkeit, der dazu den Teufel beständig im Munde führen sollte, galt gewißlich von vornherein nicht als recht geheuer. Da bot sich allerdings das von Frankreich einbringende Gerücht seines Teufelspacts geradezu als einleuchtende Erklärung und löste die Spannung. Denn an Empfänglichkeit dafür fehlte es in dem damaligen Eldorado des Teufelsglaubens nicht, wenigstens nicht bei den in Frage kommenden Volksschichten. Diese nämlich blieben auch später von den leidenschaftlichen Kämpfen, unter denen sich die Gebildeten von dem Glauben an die sinnensällige Erscheinung des Teufels befreiten und zur Aufklärung durchdrangen, wie ausführlich gezeigt wird, noch geraume Zeit verhältnismäßig unberührt. Eine gewisse äußere Ähnlichkeit mit der alteingebürgerten Sage vom Erzzauberer Dr. Faust mag das Aufblühen der neuen gefördert haben. Auch bei dieser häufte man bald geschäftig allerhand fremde Motive auf den Helden, und das Ergebnis dieser lebendigen Überlieferung ist wie bei jener ein Volksbuch; es stammt der Druckangabe nach aus dem Jahre 1680 und wurde rasch verbreitet und nachgedruckt. Der Verfasser ist ebenso ein Anonymus wie beim Spiessschen Drucke, steht auch etwa auf derselben Stufe wie jener Kompilator, insofern die meisten seiner Züge längst Gemeingut des deutschen Volkes waren, worüber wir durch eine umsichtige Zusammenstellung von Parallelen hinreichend unterrichtet werden. Der Umfang dieses Büchleins freilich ist weit dürftiger. Es bietet nicht viel mehr als den achtundzwanzig Punkte umfassenden Pakt.

In ein neues Stadium trat die Sage erst nach dem Tode des Herzogs im Jahre 1695. Und es ist interessant zu beobachten, wie sich diese allmählich auch in der gedruckten Überlieferung weiter auswächst und der Faustsage nähert. Die nächste That war die Ausschmückung seines Lebensendes. Der Teufel sollte den berüchtigten Mann geholt haben. Es ist begreiflich, daß ein solches Gerücht mit unverkennbarer Schadenfreude und Genugthuung vom Volke aufgenommen wurde. In Wirklichkeit freilich hatte der Herzog vielmehr als

reueriger Sünder, der sogar den geistlichen Beistand eines Fénelon und Bourdaloue nicht verschmähte, das Zeitliche gesegnet. Das Gerede von dem gewaltamen Tode leitet der Verfasser von der oben erwähnten Tragikomödie ab, in der der Marschall auf dem Totenbette seinen Teufelspakt vernichtete. Hier mögen wohl manche Zwischenglieder verloren gegangen sein. Als erstes gedrucktes Zeugnis für diese zweite Phase hat der Verfasser ein dünnes Heftchen ausfindig gemacht, das betitelt ist: *Histoire Très Véritable du (!) la Mort du Maréchal de Luxembourg arrivé (!) à Paris dans son Palais*. Um dessen Quellen hat er sich ernstlich bemüht, ohne gänzlich ins reine kommen zu können. Doch scheint ebenso eine mündliche Tradition, wie die durch die Masconfrage beeinflusste Canopeerzählung und dieses oder jenes Faustmotiv eingewirkt zu haben. Von den drei Fassungen, die sich nun ausbilden, wird die die maßgebende, die zwischen den Pakt und den Bericht von der Teufelsabholung eine auf holländischen Ursprung zurückgehende Schilderung der Greuelthaten des Herzogs und seiner Soldaten einschleibt. Die somit in der Hauptsache abschließende Modifikation fällt nach den Darlegungen des Verfassers etwa um das Jahr 1696. Eine nicht unwesentliche Veränderung erfuhr das Büchlein in dieser zweiten Gestalt im Jahre 1707 durch das handlichere Oktavformat und einen vier Bilder enthaltenden doppelseitigen Kupferstich. Die letzte Vermehrung erhielt es durch die Ausgabe von 1716. Sie ist in mancher Beziehung höchst charakteristisch.

Denn in diesem Jahre wurde das Volksbuch, durch eine warnende Vorrede bereichert, aufs neue in die Welt geschickt und fand ein dankbares Publikum. Ein mysteriöser Vorfall hatte das halb eingeschlafne Interesse an der Sage plötzlich neu belebt, die sogenannte Senaische Christnachttragödie. Der Held dieser Geschichte ist der Studiosus der Medizin Johann Gotthard Weber, der in der Christnacht 1715 zum Zwecke einer Schatzhebung eine Teufelszitation mit verhängnisvollem Ausgang in Szene setzte. Die Vorrede ist ein Gewinn von recht zweifelhaftem Wert. Der pastorale Ton verrät sofort den geistlichen Verfasser, aber einen Mann, der an die leibhaftige Erscheinung des Bösen, an „Pakta und Verbündnisse“ steif und fest glaubt und deshalb den armen Menschenkindern mit Ernst ins Gewissen redet. Man wird unwillkürlich an die Gestalt des Beloten Petrus Goldschmidt in der Stormschen Novelle „Renate“ erinnert. Wie dieser „dem holländischen Schwarmgeist, dem unverschämten Dr. Balthasar Beckern und seiner »Bezauberten Welt«, den Text geseget“ zu haben meint und sich alle neu erstehenden „verworfenen Zauberer und Hexenadvokaten“ zu bestehn rüstet, allen voran den Professor Thomasius in Halle, so eifert auch er gekliffentlich gegen den zeitgemäßen Skeptizismus. Daß er dabei seine Moralisation einem andern Werke weidlich abborgt, stimmt ganz zu seiner sonstigen Physiognomie.

Die Geschichte des Volksbuchs ist damit noch nicht zu Ende, sondern wird vom Verfasser noch bis in die ersten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts verfolgt, wenn auch die nachweisbaren Drucke nicht über das achtzehnte hinausgehen. Wir sehen dabei, wie der Charakter des Buches immer mehr dem Bedürfnis seiner Leser angepaßt wird, indem man den Titellkupferstich durch grobe und gröbere Holzschnitte ersetzt, wie aber auch durch Drucker- oder Setzerweisheit der Text schließlich in geradezu schauderhafter Weise verballhornt wird. Daneben richtet der Verfasser mit Recht seinen Blick auf das Volksschauspiel, die Marionettenbühne und die Bänkelsänger, sammelt die letzten Belege mündlicher Tradition und belehrt, wie die Opposition gegen die Sage mit der Zeit immer weitere Kreise zieht, bis zuletzt in der jetzt verschollenen Posse „Das Reich der Toten“ die Gestalt des Herzogs zur lächerlichen Figur wird. Schon vorher hatte man die beiden großen Teufelsbündner Faust und Luxemburg in einem Totengespräch aus dem Jahre 1733 in ziemlich komödienhafter Art

konfrontiert und einander gehörig den Text lesen lassen, sodaß Luxemburg gegen Schluß in die klägliche Jeremiade ausbricht: „Was hilffts nun mir, daß ich in der Welt so ein großer Generalfeldmarschall gewesen, der zuweilen über zweimalhunderttausend Mann kommandieret! auch meine Feinde jederzeit auff das siegreichste zu erlegen, künstlich gelernet! Besonders aber meinem Ehr- und Länderbegierigen König zu gefallen, mich mit Leib und Seele dem Teuffel so freventlich auffgeopffert. Ach gerechtes Verhängniß! gewiß nichts anders, als daß ich mir die unendliche höllische Marter auff ewig zugewürcket!“

Die im Anhang wieder abgedruckten wichtigen Entwicklungsstufen der Sage werden ebenso wie die beigegebenen Abbildungen manchem willkommen sein, besonders das interessante Porträt des Titelhelden. Zu wünschen wäre es, daß der gut unterrichtete Verfasser die vermißte zusammenfassende Behandlung der deutschen Volksbücher selbst in Angriff nähme. Er dürfte wohlgerüstet an die Bewältigung dieser mühsamen, aber dankenswerten Aufgabe herantreten.

Leipzig

W. Kadendorf



Doktor Duttmüller und sein Freund

Eine Geschichte aus der Gegenwart von Fritz Anders (Max Mühlh)

Zwölftes Kapitel

Wie Doktor Duttmüller Hochzeit machte

(Fortsetzung)



Als man wieder zu Haus angekommen war, schritt man zum Frühstück, das so vornehm war, daß keiner merklich davon satt wurde, und dann folgte die große Pause, die großen Staatsaktionen vorauszugehn pflegt. Kein Mensch ist zu sehen, kein Laut zu hören, nur in den innersten Gemächern herrscht lebhafteste Thätigkeit. Man ist mit der Toilette beschäftigt. Der Friseur baut seine Kunstwerke auf, und die Kammerjungfer hat Fäden im Munde und ist bespielt mit Stecknadeln wie ein Stachelschwein — nur auf der andern Seite. Es ist eine Stunde angestrengtester Thätigkeit. Ich sage: eine Stunde, aber dabei ist zu berücksichtigen, daß, wie es eine kurze und eine lange Elle giebt, so auch eine kurze und eine lange Stunde. Die in Rede stehende Stunde gehört zu den längsten ihres Geschlechts. So ging es nun auch im Fronhofs zu. Er erschien wie ausgestorben, sein Leben hatte sich in die innersten Räume zurückgezogen. Sogar Klapphorn und Marie waren unsichtbar.

Während dessen ging der Herr Pastor in seinem Studierzimmer auf und ab und memorierte seine Rede, was ihm, da er alt war, und sein Gedächtnis gelitten hatte, schwer wurde. Des Dorfes bemächtigte sich schon eine sich mehr und mehr steigende Aufregung. Sogar von auswärts kamen Zuschauer an. Unten vorn Gartenthor des Fronhofs hatte sich eine Schar Kinder zusammengerottet, die die Ehrenpforte bewunderte und von Zeit zu Zeit Hurra rief. Diese Ehrenpforte war das Werk Klapphorns. Sie bestand aus zwei mit Guirlanden umwundenen Rüstbäumen, zwischen denen in schön geschwungenen Bogen eine Guirlande hing. In der Mitte dieser Guirlande hing in grüner Umrahmung eine bunt bedruckte Pappe mit der Inschrift: „Willkommen.“ Zwar paßte das Wort: Willkommen nicht recht für Leute, die sich anschickten wegzugehn, auch hatte ursprünglich auf der Tafel gestanden: „Willkommen, deutsche Brüder,“ und sie war, da die deutschen